

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Sagen und alte Geschichten der Mark Brandenburg

Schwartz, Wilhelm

Stuttgart, 1903

Potsdam und das Havelland

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-250

Potsdam und das Havelland

16. Der Brauhausberg bei Potsdam

Potsdam hat auch seine Sagen. Da ist zunächst die Räuber- oder, wie man sie auch nennt, die Römerschanze, etwa eine halbe Meile von Potsdam, der Nedlitzer Fähre gegenüber, in dem Winkel zwischen dem Krampnitz- und dem Jungfernsee. Die soll noch aus der alten Wendenzeit herkommen. Später haben sich dann Räuber (oder Römer!) da festgesetzt und die Leute ihr deshalb den Namen gegeben. Daß hier einmal viel Kämpfe stattgefunden haben, ergibt sich schon einfach daraus, daß man gegenüber auf den Feldern am Wege nach der Nedlitzer Fähre oft Waffenstücke und Menschengedbeine ausgegraben hat. Ein kreisrunder Hügel daselbst wird auch noch ausdrücklich als eine alte Grabstätte, aus der Heidenzeit herkommend, bezeichnet.

Unweit der Nedlitzer Fähre, gleichfalls am Krampnitzsee, gegenüber der erwähnten Räuberschanze liegt dann auf einer Anhöhe ein Rest von einem alten Mauerwerk, von dichtem Moos überdeckt. Diese Stelle führt seit alten Zeiten den Namen des Kirchbergs. Dort hat nämlich nach der Sage die erste christliche Kirche in diesen Landen gestanden, die aber später zerstört und nicht wieder aufgebaut worden ist. Wo jetzt der Heilige See ist, soll auch in alten Zeiten eine Kapelle gewesen sein, die dann in den See, wie man sagt, versunken ist. Am zweiten Pfingst-

tage will man noch oft die Glocke aus dem See herauf-tönen hören.

Von der schönen Aussicht, welche man vom Brauhausberge aus hat, gibt es auch eine Sage. Auf der Burg zu Potsdam soll nämlich eine Prinzessin gewesen sein, um welche sich viele Freier bewarben. Die soll nun — es war zur Osterzeit — gesagt haben, sie wolle den heiraten, den sie am Ostermorgen auf dem Berge fände, welcher von den elf Bergen um Potsdam ihr Lieblingsplatz sei. Da hatte sich denn jeder der Freier für einen anderen Punkt entschieden. Die Punkte aber waren

der Heineberg bei Baumgartenbrück,
 der Krähenberg bei Caput,
 der Telegraphenberg,
 der Ravensberg,
 der Babelsberg,
 der Klein-Glieneker Berg bei der Sandgrube,
 der Schäferberg bei Klein-Glieneker,
 der Pfingstberg,
 der Berg von Sanssouci und
 der Panberg bei Bornim.

Die Prinzessin aber kam nach dem Brauhausberge, denn die Aussicht von dort dünkte ihr die schönste. Und der Ritter, den sie dort fand, hatte wunderbarerweise ihr auch von Anfang an am besten gefallen, und er hatte andererseits den sinnigsten Grund gerade für die Wahl jenes Berges gehabt. Denn von dort konnte er das Fenster der Liebsten in deren Burg schauen; die stand nämlich da, wo jetzt die Heilige-Geistkirche steht. Seitdem sind viele Jahre verflossen, und vieles hat sich in Potsdam geändert; der Brauhausberg gehört aber noch immer zu den schönsten Punkten der Umgegend.

17. Die Bittschriften-Linde in Potsdam

Friedrich der Große bewohnte die Eckzimmer im Potsdamer Schloß nach der Teltower Brücke zu, von wo er die Aussicht auf die Havel und den Brauhausberg hatte und von seinem Schreibtische aus vermittlels dreier Spiegel den Lustgarten, die Brücke und die ganze Umgebung des Schlosses über sah. Unter dem Fenster zunächst der Brücke steht eine alte Linde, welche noch jetzt die Bittschriften-Linde genannt wird, weil an ihr diejenigen ihren Standpunkt zu wählen pflegten, welche ein Gesuch in die Hände des Königs zu bringen wünschten. Sah sie der König hier stehen, so schickte er gewöhnlich sogleich hinab, um ihnen die Bittschriften abnehmen zu lassen. Der Weg, Wünsche oder Klagen vor den König zu bringen, wurde aber nicht bloß von den Bewohnern der Stadt und ihrer Umgebung gewählt, aus den fernsten Theilen des Landes sah man unter dieser Linde die Bittenden in ihrer heimatlichen Tracht stehen und hoffend und fürchtend ihre Blicke zu den Fenstern des königlichen Arbeitszimmers hinaufrichten. Die halbverwachsenen Narben, welche einige Fuß von der Erde ringsum in der Rinde des Baumes zu sehen sind, sollen von dem Pflücken und Zupfen herkommen, womit die Bittsteller in der Unruhe ihres Herzens den Stamm verwundeten.

An diese Linde hat sich nun ein schöner Volksglaube angeschlossen. Wenn jemand nämlich um die Erfüllung eines Wunsches so recht in Sorge ist, dann geht er um Mitternacht unter die Linde am Schloß und schaut hinauf nach dem Eckfenster; scheint dieses dann wie durch ein blaßes, weißes Licht von innen heraus erleuchtet, so ist dies ein sicheres Zeichen, daß sein Wunsch in Erfüllung

gehen wird. Ein Lichtschimmer aus Friedrichs des Großen Zimmer gilt als das beste Vorzeichen.

18. Die Mühle bei Sanssouci

Als der alte Fritz sich das Schloß Sanssouci gebaut hatte, störte ihn, wie erzählt wird, das Geklapper einer dicht daneben stehenden Mühle, und er ließ dem Müller sagen, er wolle sie ihm abkaufen, wie viel er auch haben wolle. Der Müller wollte aber nicht darauf eingehen. Da ließ ihn der König vor sich kommen. „Hör Er,“ sagte der König, „seine Mühle stört mich, ich will sie Ihm abkaufen. Wie viel will Er denn dafür haben?“ — Der Müller blieb aber dabei, daß er sie nicht verkaufen könne: es sei ein altes Familienerbe; sein Vater und sein Großvater hätten schon die Mühle gehabt, und er wolle sie auch seinem Sohne hinterlassen. Da wurde der König ärgerlich und drohte, er werde nicht viel Umstände machen: er werde die Mühle abschätzen lassen, wie viel sie wert sei, und dann ihm das Geld geben. Der Müller aber ließ sich nicht einschüchtern und meinte, das würde doch wohl nicht gehen, da müßte es ja in Berlin kein Kammergericht geben.

So gern der König die Mühle gehabt hätte, — die Antwort freute ihn doch, und er hieß den Müller gehen. Die Mühle aber steht noch heutzutage da, dicht bei Sanssouci.¹²⁾

19. Der Spuk an der Hof- und Garnisonkirche in Potsdam

Bei der Garnisonkirche, in welcher Friedrich der Große begraben liegt, will man zuzeiten allerhand Erscheinungen

gesehen haben. Um Mitternacht hat man plötzlich Orgelspiel in derselben gehört, und es sah aus, als wenn die ganze Kirche erleuchtet wäre. Namentlich aber haben die Schildwachen, die dort des Nachts gestanden, öfter behauptet, es hätten sich mit einem Male die Türen der Kirche geöffnet, und der alte Fritz, wie er leibt und lebt, sei hoch zu Ross herausgeritten gekommen; das Pferd hätte aber keinen Kopf gehabt! Wenn er dann die Kunde von der Breitenstraße aus nach dem königlichen Stadtschlosse und Sanssouci gemacht, so sei er, wie er ausgeritten, wieder zurückgekehrt und verschwunden, wie er gekommen. Die Türen hätten sich von selbst wieder geschlossen.

20. Der alte Fritz und der Bauer

Der alte Fritz war zwar ein großer König; aber einmal ist ihm doch ein Bauer über gewesen. Der säte nämlich gerade Erbsen, wie der alte Fritz — es war in der Gegend von Potsdam — dazukam und ihn fragte: „Na, werden sie kommen?“ — „Ja,“ sagte der Bauer, „wenn sie kommen, dann kommen sie nicht; wenn sie aber nicht kommen, dann kommen sie.“ Die Antwort hat der alte Fritz sich aber nicht zurechtlegen können, soviel er sich auch darüber den Kopf zerbrochen hat. Der Bauer aber hatte an die Tauben gedacht, welche den gesäeten Erbsen nachstellen, weshalb man diese auch auf die verschiedenste Weise gegen jene schützt, und deshalb also gemeint: Ja, wenn sie (das heißt die Tauben) kommen, dann kommen sie (das heißt die Erbsen) nicht; wenn sie (das heißt die Tauben) aber nicht kommen, dann kommen sie (das heißt die Erbsen).¹³⁾

21. Der alte Zieten kommt nicht in Verlegenheit

Es gibt eine Menge Geschichten, in denen der alte Fritz mit Zieten seinen Spaß hat und sich mit ihm neckt, wobei aber Zieten immer seinen Mann steht. Diese Geschichten sind oft sehr derber Art; eine harmlose ist noch folgende.

Der alte Fritz wollte einmal sehen, wie sich der alte Zieten helfen würde, und befahl, es solle ihm kein Löffel zur Suppe hingelegt werden. Als sie nun bei Tisch saßen und die Suppe aufgetragen wurde, sagte er zu Zieten, der ihm gegenüber saß: „Nun lange Er zu, aber ein Hundsfott, wer heute nicht alles aufißt.“ Zieten tat, als merke er die Absicht nicht, ihn in Verlegenheit zu setzen, sondern schnitt sich ruhig einen Löffel aus einem Ranten Brot, den er aushöhlte, und aß mit demselben seine Suppe. Wie er aber fertig war, sah er sich lächelnd bei Tische um und sagte: „Mit der Suppe wären wir fertig; aber nun, meine Herren, ein Hundsfott, wer nicht seinen Löffel ißt,“ — und damit aß er ruhig den seinigen auf.¹⁴⁾

22. Der Rabe mit dem Ringe am Rathenower Thor zu Brandenburg

Auf der Spitze des Rathenower Thors zu Brandenburg sieht man einen Raben, in dessen Schnabel ein Ring mit daran befindlicher Kette sichtbar ist. Das Wahrzeichen hat folgende Bedeutung:

Als das Land noch katholisch war, kam einem der Brandenburger Bischöfe einst ein Ring weg, und da, so viel

23. Die Einnahme von Rathenow und der Landrat von Briest 41

er auch hin und her sann, wer ihn genommen haben könnte, doch sein Verdacht sich immer wieder auf einen Diener lenkte, der allein in seinem Zimmer gewesen war, so befahl er, daß dieser wegen des Diebstahls mit dem Tode bestraft werde, und der Befehl wurde auch sogleich vollzogen. Darauf vergingen einige Jahre. Da wurde an dem Dache eines der Kirchtürme etwas gebessert, und man fand viele Rabennester und wunderbarerweise in einem derselben den Ring, um dessentwillen der arme Diener hingerichtet war.

Da hat der Bischof jenes Wahrzeichen machen lassen, daß es für ewige Zeiten zur Warnung diene.

23. Die Einnahme von Rathenow und der Landrat von Briest

In der Umgegend von Rathenow weiß man noch manches aus der Schwedenzeit zu erzählen, namentlich wie der Landrat von Briest auf Bähne dem Großen Kurfürsten geholfen, die Stadt zu überfallen und den Schweden wieder abzunehmen. Er hat, heißt es, die schwedischen Offiziere auf seinem Gute Kurland, nördlich von Rathenow, den Abend vorher eingeladen und beim Mahle trunken gemacht, dann auch den Überfall des Waffertores, in welches die Brandenburger eindrangen, durch eine Kriegslist ermöglicht. Im Morgenrauen (des 15. Juni 1675) schickte er nämlich Wagen mit Bier- und Branntweintonnen von seinem anderen Gute Bähne jenseits der Havel nach Rathenow, wie er oft vorher getan. Statt der Knechte hatten sich aber brandenburgische Reiter, die sich Mittel übergezogen, auf die Wagen gesetzt; auch in den Fässern

steckten solche. So fuhren sie, als der Kurfürst mit seinen Truppen schon in der Nähe war, an das Tor und klopfen an. Die Wache fragte, was sie wollten. Da rief der Briestsche Verwalter, der den Zug führte, hinüber: „Ich bringe ju Bier.“ Da ließen die Schweden sie hinein; die angeblichen Knechte aber zogen ihre Säbel und hieben die Wachen nieder, und so wurde das Tor genommen, und die Brandenburger drangen ein und nahmen die Stadt. Das war drei Tage vor der Schlacht von Fehrbellin.¹⁵⁾

24. Wie der Teufelsberg im Pohlischen Buch entstanden

In dem Pohlischen (oder Polzischen) Buch bei Friesack liegt ein Berg, welcher sich kegelförmig aus der ihn umgebenden Niederung erhebt und auf dem oben ein tiefes Loch ist. Der stammt von den Riesen oder Hünen, wie man sie auch nennt, her und heißt der Teufelsberg. Da wohnte nämlich auf dem Hohen Kott ein Hüne und auf den Rüttschen Bergen ein Hünenmädchen. Da aber zwischen beiden Höhen das Buch war, mußte der Riese immer einen großen Umweg machen, um auf den Rüttschen Berg zu gelangen. Endlich fiel dem Hünenmädchen ein, wie sie das ändern könnte. Sie nahm eine Schürze voll Sand, tat einen mächtigen Schritt in das Buch hinein und ließ die Erde fallen. Nun konnte der Hüne vom Kott mit zwei Schritten zu ihr hinüberkommen. Da aber, wo er mit dem einen Fuß auf den Teufelsberg auftrat, entstand das tiefe Loch, das noch jetzt auf dem Berge zu sehen ist.

25. Tippold von Bredow und der Teufel

In alten Zeiten lebte auf der Burg Friesack Tippold von Bredow, dem das Ländchen Friesack gehörte. Obgleich es reich an Dörfern, Feldern und Forsten war, so genügte ihm das bei seinem wilden Leben doch nicht, so daß er schließlich mit dem Teufel ein Bündnis machte, eine Sache, von der man früher viel gefabelt hat.

Schon Hartwig von Bredow, heißt es in der Sage, war dem Teufel ergeben und dieser ihm dienstbar gewesen, so daß er über Stock und Block dahinfahren konnte, ohne Schaden zu nehmen, und oft, wenn es noch schneller gehen sollte, fuhr er durch die Luft dahin, ohne daß der Kutscher etwas merkte. So fuhr er auch einmal in gewaltiger Eile von Berlin nach Hause, und siehe, plötzlich stand der Wagen und war nicht von der Stelle zu bringen, und es schien, als säße er an einem eisernen Haken fest. Der Kutscher wollte abspringen und sehen, was zu tun wäre; aber Hartwig befahl ihm, er solle sitzen bleiben und sich ruhig verhalten. Es währte auch nicht lange, da zogen die Pferde wieder an und es ging weiter. Der Kutscher wunderte sich; aber Hartwig sagte: „Wir waren dem Kreuz auf dem Kirchturm zu Spandau zu nahe gekommen; wärest du abgestiegen, so hättest du den Hals gebrochen!!!“

Solch ein Bündnis machte nun auch Toppel oder, wie man ihn auch nennt, Koppel Bredow mit dem Teufel und versprach ihm seine Seele, wenn der Teufel ihm jedes Verlangen erfülle; dabei aber machte Tippold die Bedingung, daß er frei wäre, wenn der Teufel einmal ihm etwas nicht gewähren könne. Dieser Bund wurde auf dem Teufelsberge im Polzschen Buch geschlossen, der daher eben

seinen Namen erhielt. Nun lebte Vippold herrlich und in Freuden, und alle seine Wünsche wurden befriedigt. Dabei verlangte er oft die unmöglichsten Dinge; aber der Teufel tat alles, was er wollte. So wollte er einmal über den Aleeßenschen See fahren, viere lang. Da mußte ihm der Teufel einen Damm mitten durch bauen, daß er immer geradezu fahren konnte, und hinter dem Wagen mußte er denselben stets gleich wieder abreißen, daß niemand ihm nachfolgen könnte.

Mit der Zeit wurde es aber doch Vippold unheimlich zu Mute, und er ging deshalb tiefsinnig umher und war wie umgewandelt: er konnte gar nichts mehr ausdenken, was der Teufel nicht gleich ausführte. Das bemerkte sein Schäfer, und weil er ein kluger und treuer Mann war, fragte er Vippold nach der Ursache seines Trübsinns. Da erzählte ihm Vippold alles, und der Schäfer riet ihm, er solle vom Teufel verlangen, daß er ihm einen Scheffel bis zum Rande mit Gold fülle, den solle er aber in dem tiefen Loch, das oben auf dem Teufelsberg sei, anbringen und den Boden des Scheffels so einrichten, daß er von der einen Seite immer herunterklappe, wenn man etwas hineinschütte. Über diesen Rat war Vippold hoch erfreut und tat alles, wie ihm der Schäfer geraten, und ging in der folgenden Nacht zum Teufel, der auch bereit war, seine Forderung zu erfüllen. Die Stunde der Nacht wurde festgesetzt, wo der Teufel das Gold nach dem Teufelsberge bringen sollte.

Als Vippold den Scheffel in das Loch eingesetzt, kam auch der Teufel schon keuchend unter einem schweren Sack voll Gold durch die Luft heran. Aber wieviel der Teufel auch schüttete und schüttete, obwohl er einen zweiten und dritten Sack herbeiholte, der Scheffel wurde nicht voll;

denn der halb lose Boden klappte immer nach unten, und das Gold fiel durch. Verwundert rief der Teufel:

Lippel, Lippel, Lepel (oder Nippel, Nappel, Nepel)
Wat hest vöörn groten Schepel!

Noch einmal schleppte er einen gewaltigen Sack herbei, der war größer als die anderen alle zusammengenommen. Aber es half nichts. Da war die Stunde um, und ärgerlich, daß er überlistet, fuhr der Teufel auf und davon. Dieses Geschäft machte Pippold auf dem Teufelsberge oder, wie man ihn auch nennt, dem Pippel-Lepelberg, und noch jetzt sieht man oben das tiefe Loch, über dem der Scheffel gestanden.

Schließlich wollte der Teufel aber doch die Sache nicht für richtig anerkennen, und Pippold erlangte nur so viel, daß er ihm einen neuen Termin stellte. Erst wenn das Laub abgefallen wäre, oder wie einige sagen: wenn die Bäume ihr grünes Kleid verloren hätten, wollte er ihn holen.

Nun hatte aber Pippold schon gelernt, wie man mit dem Teufel umgehen müsse. Als der Herbst da war und der Teufel kam, um ihn zu holen, da führt ihn Pippold in seinen Garten und wie sie da gehen, da zeigt Pippel auf eine Tanne und fragt ihn, ob die Nadeln nicht auch der Tanne Laub oder grünes Kleid wären, und da konnte der Teufel wieder nichts machen.

Endlich muß er aber doch an ihn gekommen sein; wenigstens behaupten einige, der Teufel habe ihn geholt. Neben der alten Burg von Friesack hatte Pippel nämlich sein Gerichtshaus. Zu Anfang vorigen Jahrhunderts ist das erst abgerissen worden, und die Steine lagen noch lange da. Da hielt Pippel sein Gericht ab. Wie nun die Zeit um war, da setzt sich Pippel in die Stube an den

Tisch und schreibt und stellt einen Posten vor die Türe, daß er bei Todesstrafe niemand hineinlassen solle. Nun kommt der Teufel und will hinein; der Posten will aber das nicht leiden. Da sagt der Teufel, er werde ihm den Hals umdrehen, wenn er ihn nicht vorbeiließe, und damit geht er vorbei und stößt die Türe auf. Plötzlich gibt es in der Stube ein großes Geschrei, und wie sie hineinkommen, ist nichts da als die Kleider von Pippel, die liegen an der Erde, und gerade darüber an der Decke ist ein großer Blutfleck. Und so oft sie auch darüber gestrichen haben, der Fleck ist immer wieder gekommen. „Meiner Mutter Schwester,“ sagte ein Erzähler, „hat da im Hause als Magd gedient und ihn gesehen. Ich würde es selbst nicht glauben, wenn sie es nicht erzählt hätte, aber so —!“

Nach einer anderen Erzählung soll es aber doch nicht wahr sein. Pippels Frau soll ihn vielmehr gerettet haben mit Hilfe des Kaplans — es war nämlich noch zur katholischen Zeit — und der soll auch deshalb von Pippel zum Dank das Rittergut Warsow bei Friesack bekommen haben. Als nämlich der Termin immer näher kam, an welchem ihn der Teufel holen wollte, und Pippel, der sonst so lustig, ja wild war, immer stiller wurde und sein Körper sichtlich dahinschwand, schöpfte seine Frau Verdacht, daß etwas nicht richtig sei, und weil sie eine kluge Frau war, besprach sie sich mit verständigen Leuten. Aber kein Heilmittel, das ihr geraten ward, half.

Nun war damals in Friesack ein frommer Kaplan, mit dem besprach sie sich auch darüber und erfuhr von ihm, daß Pippel sich dem Bösen verschrieben hätte. Beide verabredeten nun, wie sie versuchen wollten, ihn zu retten. Pippel wurde nämlich immer unruhiger, seine Frau sah ihn oft zittern und ängstlich zusammenschrecken, so oft ein

Reiter oder Reisewagen angemeldet wurde. Da sprach sie ihm nun Trost und Zuversicht ein und übernahm es, die Ankommenden zu empfangen, und Vippel war es zufrieden und versprach, in seinem Zimmer zu bleiben, bis die Fremden sich entfernt hätten.

Da kam denn einst, als es mit Vippel immer übler ward, ein fremd aussehender Reisewagen in den Hof gefahren. Zwei fremdländische Herren stiegen aus demselben. Eilig ging Vippel auf sein Zimmer, während seine Frau hinging, sie zu empfangen. Die Fremden waren gar fein von Bildung und erfahren in Kunst und Sprachen und Länderkunde. Doch Vippolds Weib war es gleichfalls und dabei von so großer Anmut und feiner Rede, daß die Fremden ganz entzückt und es wohl zufrieden waren, ein Mahl einzunehmen und Vippolds Heimkehr zu erwarten, mit dem sie ein Geschäft zu erledigen hätten. Schnell ließ die Frau von Bredow die Tafel decken, mit den besten Speisen und erlesensten Weinen besetzen und nötigte darauf die Fremden zum Imbiß. Sie selbst nahm teil und, obgleich sie ahnte, wen sie bewirte, war sie doch so unbefangen und liebenswürdig, daß die Gäste arglos sich ergötzten an Speise und Trank und der lieblichen Rede des Weibes. Jetzt fiel, wie von ungefähr, der Hausfrau das Messer zur Erde, sie bückte sich, es aufzunehmen, und da sah sie, daß unter dem Gewande des älteren der Herren der Pferdefuß hervorragte. Sie erbebte; aber schnell gefaßt, sprach sie: „Verzeiht, ihr Herren, daß ich euch auf wenige Augenblicke allein lasse,“ und damit eilte sie hinaus und sandte, wie verabredet, zum Kaplan.

Bald erschien er mit Stola und Weihwedel und harrete außen an der Thür des Speisesaales des weiteren. Sie selbst war wieder zu den Gästen geeilt und durch erhöhte

Liebllichkeit und fesselnde Rede ergriff sie diese so, daß sie die Zeit außer acht ließen. Eben jetzt verrann der letzte Augenblick der Stunde, bis zu welcher der Teufel Macht über Pippold hatte, — da öffnete sich die Thür, und den Weihwedel schwingend, tritt mit dem Zeichen des Kreuzes und frommem Machtwort der Kaplan in den Saal. Und voller Entsetzen auffahrend, erheben sich die Gäste und fahren mit Geräusch und unter widerwärtigem Geruch zum Fenster hinaus.

So war Pippold gerettet durch Liebe, Frömmigkeit und Klugheit seines Weibes unter Beistand des Kaplans. Dieser erhielt darauf, wie erwähnt, das nahe Rittergut Warsow zum Geschenk und so gut verbrieft, daß heute noch der Oberpfarrer in Friesack nicht nur die Einkünfte davon besitzt, sondern auch Patronats- und Obrigkeitsrechte hat. Einige behaupten zwar, Warsow hätte der Kaplan schon bei der Gründung von Friesack erhalten, wovon nachher noch, in der Sage von der Herkunft der Bredows, die Rede sein wird.¹⁶⁾

26. Die Herkunft derer von Bredow

Wie die Bredows ins Land gekommen, erzählt man sich so. Der Teufel hatte einmal Musterung auf der Erde gehalten und alle die Edelleute, die nicht mehr gut tun wollten, in einen großen Sack gesteckt und den auf den Rücken getan und ist lustig damit zur Hölle geflogen. Wie er nun über dem jetzigen Friesack ist, so streift der Sack etwas hart an die Spitze des Kirchturms, so daß ein Loch hineinreißt und eine ganze Gesellschaft von Edelleuten, wohl ein Viertel der Bewohner des Sackes, ohne daß der Teufel es merkt, herausfallen. Das sind aber die Herren

von Bredow gewesen, die nun nicht wenig froh waren, den Krallen des Teufels für diesmal entronnen zu sein. Zum Andenken nannten sie nun die Stadt, wo der Sack das Loch bekommen und sie befreit wurden, Frie-Sack, und von hier haben sie sich dann über das ganze Havelland verbreitet, wo sie einst so dicht beieinander saßen, als wären sie ordentlich „gesäet“, und noch bekanntlich eine große Menge von Rittergütern in ihrem Besitz ist.¹⁷⁾ Sie haben ihnen damals auch die Namen gegeben und zwar meist nach der Richtung des Weges, den die einzelnen einschlugen.

Der älteste der Brüder nämlich, der in Friesack blieb, sagte zum zweiten: „Gå beß (besser) hin,“ da nannte dieser den Ort, wo er sich niederließ, „Beßhin“, woraus nachher Bessin wurde; ein dritter ging von Friesack, das am Rande des mächtigen havelländischen Buches liegt, landeinwärts, darum nannte er seine Ansiedlung „Land in“; ein vierter ging denselben Weg entlang wie der zweite und haute „Selbelang“; ein fünfter ging von dort aus rechts zu (rechts too) und haute Reekow, und der letzte endlich nannte sein Dorf Bredow.

Im Sack war noch ein Herr von Arnim. Als der sah, daß es den Bredows so gut gegangen, wollte er nachspringen, ehe der Teufel das Loch wieder zumachte; da riefen ihm die anderen, die noch im Sack waren, zu: „Wag's nit! Wag's nit!“ Er aber wagte es doch und kam auch glücklich hinunter. Da hat er das Dorf Wagnitz gebaut.

Einige meinen, der Prediger von Friesack habe dabei seine Hand im Spiel gehabt, daß der Teufel mit dem Sack an die Kirche angestreift und der Sack so ein Loch bekommen. Der Prediger hätte gerade vor der Kirche ge-

standen, als der Teufel mit dem Sack über den Ort weg-
gefahren, und habe, als er dies gesehen, einen Bann
gesprochen, daß der Teufel ganz irre geworden und so mit
dem Sack gegen die Kirchturmspitze gekommen sei. Des-
halb hätten die Bredows der Kirche auch das Rittergut
Warsow geschenkt, welches, wie schon in der Nippel=Nepel-
sage erwähnt, noch heutzutage der Oberprediger von Friesack
mit allen Patronats- und Obrigkeitsrechten besitzt.

Das ist die gewöhnliche Sage von der Herkunft der
Bredows. Andere behaupten, Kleeßen das sei ihr eigent-
liches Stammhaus. Der alte Graf, welcher so der Stamm-
vater war, hatte vierundzwanzig Söhne, die er überall an-
siedelte, daher ihre Verbreitung. Einem baute er das Gut
Friesack aus, und das ist seitdem der Hauptplatz geworden.
Da kommen auch allnächtlich zwischen zwölf und ein Uhr
die alten Bredows mit ihren Frauen zu Turnier und Lust-
barkeit auf einer bestimmten Stelle in der Nähe des Juden-
kirchhofs zusammen. Der frühere Nachtwächter, der war
ein Sonntagskind, der hat gesehen, wie der Zug der Geister
immer nur so von Kleeßen herübergekommen. Dann be-
gann ein unheimliches Leben, aber um ein Uhr stob alles
auseinander, und es war, als wäre nichts gewesen.¹⁹⁾

27. Der Blutfleck im Schloßthurm zu Wagenitz

Außer von Nippel=Nepel erzählt man sich im Havel-
lande auch sonst noch viel von den Bredows aus alten
Zeiten. Zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges wohnte zum
Beispiel einer in Wagenitz, der setzte sich, als die Schweden
ins Land drangen, gegen einen Haufen derselben, die in
sein Dorf einfielen, zur Wehr, verrammelte das Thor seines

Schlosses mit Brettern und Mist und schoß mit seinen Leuten vom Turm herab auf die anstürmenden Feinde. Auf die Dauer vermochte er aber ihrer überlegenen Anzahl doch nicht mehr zu widerstehen. Wie er den Turm nicht mehr halten konnte, zog er sich auf ein kleines Zimmer in demselben zurück. Aber auch hierhin folgten ihm die Feinde, und er fiel als ein Opfer ihrer durch den langen Widerstand nur vermehrten Wut. Die Stelle, wo er sein Leben ausgehaucht, bezeichnet ein großer Blutpfleck, und diesen vermag nichts hinwegzuwaschen.

28. Der Birnbaum auf dem Kirchhofe zu Ribbeck

Auf dem Kirchhofe zu Ribbeck steht auf der südwestlichen Seite der Kirche ein gewaltiger wilder Birnbaum, ein Knödelbaum, wie die Leute einen solchen in der Mark nennen; der ist aus einem Grabe herausgewachsen. Das soll nämlich so zusammenhängen. Der alte Herr von Ribbeck, der da begraben liegt, war ein großer Kinderfreund und hatte immer etwas für die Kinder in der Tasche. Besonders liebte er Birnen und, wenn diese reif waren, ging kein Junge oder Mädchen bei ihm unbeschenkt vorbei.

Als er nun starb, da dauerte es nicht lange, so kam ein Keis eines Birnbaumes aus seinem Grabe hervor, das wurde bald zu einem stattlichen Baum, der reichlich Früchte trug. Man glaubte allgemein, der alte Herr habe noch, wie er begraben worden, eine Birne in der Tasche gehabt und ein Kern derselben habe so wunderbar Wurzel getrieben, damit es der Dorfjugend auch nach seinem Tode nicht an Birnen fehle.¹⁹⁾

29. Land abgepflügt

Zu Klein-Paaren war einmal ein Bauer, der pflügte betrügerischerweise das Feld seiner Nachbarn ab und verrückte nachher die Grenzsteine. Dafür aber hat ihn die Strafe des Himmels getroffen; denn kaum war er tot, so erschien er des Nachts an der Stelle, wo er sich veründigt hatte. Da hörte man sein „hüh“ und „hott“; denn er mußte das abgepflügte Land wieder anpflügen. Und jedesmal, wenn er eine Furche gezogen, hieß es, falle immer nur ein Sandkorn wieder auf die richtige Seite. —

Oft hörte man ihn auch, wie er keuchend einen gewaltigen Grenzstein dahertrug, und dann pflügte er kläglich zu rufen: „Wo soll ich ihn denn hinlegen? Wo soll ich ihn denn hinlegen?“

Einige sagen, jetzt spuke es nicht mehr da, und erklären auch, wie dies geschehen. Es sei nämlich einmal ein Prediger dazu gekommen, wie jener den erwähnten Ruf ausgestoßen, und da habe der gesagt: „Nun leg ihn in Gottes Namen wieder hin, wo du ihn gefunden hast.“ Das habe auch jener getan, und seit der Zeit habe man ihn nicht wieder gehört; er sei wohl eben erlöst worden.

30. Das Irrlicht zu Ferchesar

Einmal ist einem Kuhhirten zu Ferchesar bei Rathenow etwas Kurioses mit einem sogenannten Irrlicht oder, wie man es dort auch nennt, einem Büchtemännchen, passiert. Wie er mit der Herde Abends nach Hause kam, fehlte ihm eine Kuh. Da kehrte er wieder um, sie zu suchen, konnte sie aber nicht finden. Endlich setzte er sich vor Er-

müdung auf einen alten Baumstumpf und wollte sich eine Pfeife anstecken. Wie er aber da so sitzt, kommt auf einmal ein großes Heer von Büchtemännchen an, die tanzen wild um ihn herum, daß einem andern wäre angst zu Mute geworden. Er war aber dreist und blieb ruhig sitzen und stopfte sich seine Pfeife. Als er sie indes anstecken wollte und Feuerstahl und Stein, sowie die Schwammbüchse hervorzog, da flogen ihm die Büchtemännchen nur so um den Kopf herum, daß er jeden Augenblick dachte, sie würden ihm die Haare versengen. Deshalb nahm er seinen Stock und schlug gewaltig um sich; aber je mehr er um sich schlug, desto mehr Büchtemännchen kamen, so daß er endlich zugriff, um eins zu haschen, und da hatte er auf einmal einen Knochen in der Hand; die anderen aber waren verschwunden. Ruhig steckte er nun den Knochen in die Tasche, brannte seine Pfeife an und ging nach Hause.

Andern Morgens trieb er mit der Herde wieder hinaus und fand auch seine Ruh wieder; als er aber Abends nach Hause gekommen und es schon dunkel geworden war, da sah er ein paar Lichtchen vor seinem Fenster und, weil er glaubte, es sei ein Nachbar, der mit der Laterne zu ihm komme, um sich wegen eines kranken Viehes bei ihm Rat zu holen, öffnete er das Fenster. Da sah er die ganze Dorfstraße voll von Büchtemännchen; die kamen in gewaltigen Haufen dahergehüpft, wirbelten unruhig durcheinander und riefen: „Gibst du uns unsern Kameraden nicht heraus, so stecken wir dir's Haus überm Kopf an!“ Da fiel ihm der Knochen wieder ein, und er sagte: „Ach so macht doch kein dumm Zeug, der Knochen kann doch euer Kamerad nicht sein!“ Aber sie riefen nur immer lauter: „Gibst du uns unsern Kameraden nicht heraus, so stecken wir dir's Haus überm Kopf an!“ Da dachte er, es könnte

wohl Ernst werden, nahm den Knochen, legte ihn sich auf die flache Hand und hielt ihn zum Fenster hinaus. Da war er sogleich wieder ein hellflackerndes Luchtemännchen und hüpfte davon, und die andern alle umringten es wie im Jubel und hüpfen und sprangen zum Dorfe hinaus.

31. Die wilde Jagd

Eine Sage, welche noch vor allen aus der alten Heidenzeit her stammt, ist die vom wilden Jäger.²⁰⁾ Besonders knüpft sie sich an walddreiche Gegenden. Unter Brausen zieht da die gespenstige Erscheinung meist des Nachts durch die Luft. Man hört lärmende Stimmen und zwischendurch das „Giff Gaff“ der Hunde; es ist ein Gejuche, heißt es, daß einem die Haare zu Berge stehen. Dabei fliegt den Hunden Feuer aus Maul und Nase und „der wilde Jäger“ selbst erscheint oft ohne Kopf, bald zu Fuß, bald zu Pferde. Man muß, wenn er ankommt, sich hübsch mitten auf dem Wege halten oder zur Erde ducken, dann zieht die Jagd über einem fort und tut einem nichts. Wer aber übermütig ist und sie reizt, dem geht es meist schlecht.

Namentlich darf man nicht in das Hallo der wilden Jagd einstimmen oder ihr nachrufen, sonst wirft's eine Pferdekeule mit dem Ruf herab:

Hast du mit helfen jagen,
Musst du auch mit helfen knagen, oder:
Sollst du auch helfen tragen,

und die kann man dann nicht wieder los werden, die ist einem auf dem Rücken festgebannt oder riecht so übel, daß sie das ganze Haus mit Modergeruch erfüllt.

Selbst wenn man unter Dach und Fach ist, kann die wilde Jagd einem etwas antun. Das erfuhr einmal ein Herr von Arnstädt in Großkreuz bei Brandenburg. Der lag eines Abends bereits im Bett, als er die wilde Jagd daherbrausen hörte. Nun war er ein gar lustiger und übermütiger Herr und rief darum hinaus „Halb Part“, schloß darauf ein und erwachte erst früh am Morgen. Aber wie war er verwundert, als er die Augen aufschlug! Dicht vor seinem Fenster hing an einem gewaltigen Haken eine große Pferdekeule. Von solcher Jagdbeute hätte er nun freilich nicht der Halbpartner sein mögen, darum ließ er sie fortbringen; aber kaum war's geschehen, hing sie auch schon wieder da. Das kam ihm doch gar wunderbar vor. Zuletzt dachte er, vielleicht liegt's am Haken, und ließ den, obgleich es große Mühe kostete, herausziehen; doch mit dem ging's ebenso, wie mit der Keule: er war nur eben heraus, und man hatte den Rücken gewandt, so saß er schon wieder so fest darin, wie zuvor, und die Pferdekeule hing auch wieder da, und so mag sie wohl auch heute noch da hängen.

Es ist übrigens kein gewöhnliches Wild, das der wilde Jäger jagt, sondern auch so ein Gespenst, das zuzeiten ganz wunderbare Gestalt annimmt. War einmal bei Priort ein Pferdeknecht. Der ist gerade des Nachts in der Koppel, und die lag an einem Kreuzweg. Da kommt eilig eine Frauensperson dahergelaufen, die bittet ihn, er möge sie doch über den Weg bringen, — denn einen Kreuzweg können Geister nicht so leicht passieren. Anfänglich wollte er es nicht; aber da sie ihn so flehentlich bat, tat er es doch zuletzt, und als sie nun hinüber war, da lief sie so eilig fort, als sie nur immer vermochte, und ward wunderbarerweise immer kleiner und kleiner, bis sie zuletzt nur noch auf den Knien lief.

Gleich danach kam aber der wilde Jäger mit seinen Hunden daher und verlangte von dem Hirten auch über den Kreuzweg gebracht zu werden, denn er jage nun schon seit sieben Jahren nach jener Frau; wenn er sie aber in dieser Nacht nicht bekäme, so sei sie erlöst. Da brachte ihn denn der Hirt samt seinen Hunden hinüber, und es dauerte auch nicht lange, so kam der wilde Jäger wieder zurück und hatte die Frau quer vor sich auf dem Pferde liegen. —

Ähnliches erzählt man an verschiedenen Orten unter allerhand Zusätzen. Bei Hohennauen wirbelte z. B., jagen sie, das gespenstige Weib wie ein „wittes klät“ fort, — ein „wittes klät“ ist ein gewöhnlicher Spuk in den Kinder- geschichten im Havellande, — und die wilde Jagd hinterher, und das war ein Gefliff und Geflaff der Hunde, das war entsetzlich. Bekommen aber, heißt es hier, haben sie es nicht.

Der wilde Jäger soll aber „verwünscht“ sein, „ewig“ durch die Luft zu jagen, weil er von Jagdlust so besessen war, daß er erklärte, wenn er immer jagen könne, so wolle er Gott seinen Himmel wohl lassen. Andere jagen, er hätte am Weihnachtstage oder am Karfreitage oder an einem Sonntage während der Kirche gejagt und sich verschworen, er müsse an dem Tage einen Hasen haben und sollte er „ewig“ jagen! Wegen dieses Frevels jagt er nun noch immer.²¹⁾

32. Von den Hexenfahrten zu Walpurgis

Zu Wölbernabend (Walpurgisabend den 1. Mai) ziehen die Hexen nach dem Blocksberg, das ist ein uralter Aberglaube. Auf Ziegen, Hähnen, Besen, Pfengabeln und der-

gleichen fahren sie dorthin durch die Luft. Wo sie vorbei kommen und Zutritt zu den Ställen finden, da behexen sie angeblich das Vieh. Deshalb muß hier alles gehörig verschlossen sein, und man darf nicht vergessen, drei Kreuze mit Kreide an die Stalltüren zu machen, dann können sie nicht ankommen.

Früher hatte man noch viele Geschichten, wie es am Blockberg auf den nächtlichen Festen, bei denen der Teufel den Vorsitz führen sollte, üppig zuging. Mit der Zeit aber sind die Menschen „to upgeklärt“, wie es heißt, geworden und reden nicht mehr viel davon. Nur folgende Stückchen kennt man noch fast überall im Havellande.

Ein Schäfer besuchte am Abend vor der Walpurgisnacht seine Braut. Als er gegen zwölf Uhr auf der Ofenbank wachend, jedoch mit geschlossenen Augen, lag, bemerkte er, daß seine Braut und seine Schwiegermutter, die ihm schon als Hexen verdächtig waren und wähten, er schlief, sich zur Reise nach dem Blockberg rüsteten. Indem er sich weiter schlafend stellte, beobachtete er sie und bemerkte, daß beide sich die Gelenke mit einem Öl einrieben und dann mit dem Spruche:

„Up un davan
Un neneigent an“

zum Schornstein hinaus ins Freie fuhren. Sogleich war sein Entschluß gefaßt: er wollte ihnen nach und erfahren, was sie weiter tun und treiben würden. Er tat also, wie er gesehen; er rieb sich mit dem Öl ein, welches die beiden hatten stehen lassen, und wollte nun mit demselben Spruche folgen. Doch ach! er hatte wohl nicht recht gehört, denn indem er sprach:

„Up un davan
Un allewegent an“

fuhr er zwar ebenfalls zum Schornsteine hinaus; aber er wurde überall gegen geschleudert und kam endlich an Haupt und Gliedern ganz zerschlagen in der Hexenversammlung am Bloßberg an.

Wenngleich man nun anfangs bei seinem Erscheinen ein wenig erschreckt war, einen Fremden unter sich zu sehen, so hatte man sich doch bald darein gefunden. Man gab ihm auch eine Klarinette, die er ja zu blasen verstand, in die Hand, und nun mußte er mit Musik machen, und die Hexen tanzten nach Herzenslust bis kurz vor ein Uhr. Dann kehrte jede schleunigst heim, wie sie gekommen war, um mit dem Schlage „eins“ an Ort und Stelle zu sein. Auch unser Schäfer kam glücklich wieder nach Hause; als er aber sein Instrument näher betrachtete, welches er in der Hand behalten hatte, war es ein „toter Kater“, auf dessen „Schwanzspitze“ er geblasen.

Ein anderes Mal wollte ein Knecht eine ähnliche Zusammenkunft der Hexen belauschen und hatte sich deshalb mit anderen Knechten unter ein Paar Eggen versteckt, die an dem Platze gegeneinander standen; denn unter solchen ist man vor den Hexen geschützt. Leider aber sah sein Rockzipfel hervor; und somit hatten die Hexen Anteil an ihm und faßten ihn daran und entführten ihn in die Luft. Man hat nie wieder etwas von ihm gehört.

33. Die Butterhexe in Wagenitz

Mit dem Melken und Buttern sollten die Hexen besonders allerhand Teufelswerk treiben, und die abenteuerlichsten Geschichten wurden davon erzählt. So hieß es z. B., in Wagenitz sei eine Frau gewesen, die war eine

Butterhexe. Das kam so heraus. Sie hatte immer die beste Butter und verkaufte sie nach allen Seiten. Einmal hatte ihre Schwester in Friesack nun einen Topf Butter von ihr erhalten, der wurde nie leer, es war immer Butter darin. Da sagte sie es ihrer Schwester in Wagenitz, die Butter nähme ja gar kein Ende. Da meinte diese: „Dann hast du meinen Topf erhalten.“ Da sah die Schwester nach und siehe, auf dem Grunde saß eine Muggel (Kröte). Da wußte sie, wie es zusammenhing.

Aber auch die Leute in Wagenitz hatten es schon längst gemerkt, daß es mit der Butter nicht ordentlich zugehe und paßten auf. Und richtig, wie es Abend war, da leuchtete es in dem Keller der Frau in blauen, gelben und roten Flammen auf. Und es dauerte nicht lange, da kam eine große Katze aus dem Keller, die war aber so mager, nur Haut und Knochen. Und die ging hinüber nach dem Schloß. Und es dauerte nicht lange, so kam sie aus dem dortigen Milchkeller heraus und war so dick, daß sie sich kaum bewegen konnte.

Wie sie nun in ihrem Keller verschwand, da paßten die Leute am Fenster auf und sahen, wie alles wieder hell aufleuchtete, und die Katze den Rahm nur so in eine Butte spie! Da wußten sie, daß es die Hexe gewesen und woher sie den Rahm holte, aus dem sie die schöne Butter machte.

Es hat aber mit ihr auch kein gutes Ende genommen, denn eines Tages lag sie tot in ihrem Keller, das Genick umgedreht. Ihre Verwandten sagten zwar, sie sei die Treppe hinuntergestürzt, aber niemand glaubte es. Der Teufel hatte ihr offenbar den Hals umgedreht.²²⁾

34. Koboldsgeschichten aus der Umgegend von Potsdam

Bei Werder gab es früher eine Menge Leute, welche weder ernteten, noch backten, noch butterten, noch melkten und dennoch hatten sie immer ihre Böden voll, immer Butter, Brot und Milch im Hause. Ja, selbst nicht einmal ihr Mittagbrot kochten sie sich selbst, und dennoch hatten sie immer die schönsten Speisen des Mittags und Abends auf dem Tisch stehen. Das machte, ein Kobold trug es ihnen alles zu. Durch den Schornstein zog er ein und aus, und oft hat man ihn des Abends wie einen feurigen Wiesbaum*) am Himmel hinziehen und wie eine Sternschnuppe in das Haus einfallen sehen, wo er hingehörte. Für gewöhnlich hielt er sich auf dem Boden des Hauses auf und lag in einem Faß meist in Tiergestalt als ein Kalb oder weißes Lämmchen und wurde dann ordentlich von den Leuten gefüttert.

Oft erschien er auch als ein dreibeiniger Hase oder als eine große, schwarze Katze, und mit einer solchen ist einmal eine kuriose Geschichte in Fahrland passiert. Ein Knecht aus Fahrland, heißt es, fuhr einmal Getreide nach Potsdam und verkaufte es dort auf dem Markte. Als dies geschehen war, spannte er seine Pferde aus und brachte sie wie gewöhnlich in den Stall eines ihm bekannten Bierbrauers. Hier bemerkte er eine große, schwarze Katze, die ihm sehr gefiel, und da man dergleichen Tiere zu nehmen nicht für Diebstahl hielt, so lockte er sie an sich,

*) Die lange Stange, welche über einem Heuwagen und dergleichen der Länge nach liegt und vorn sowie hinten mit Stricken straff angezogen wird, damit nichts von der Ladung abfalle.

fang sie und nahm sie mit, damit sie seine Stallkatzē würde. Zu Hause angekommen, brachte er sie in die Stube seines Bauern, damit sie sich erst an die Hausbewohner gewöhne, setzte ihr Milch vor und streichelte ihr den Rücken, so daß sie einen krummen Buckel machte und es ihr bereits ganz wohl zu werden anfang und sie sich behaglich hinter die Hölle*) legte. Mitten in der Nacht, es war gerade zwischen zwölf und eins, wacht der Bauer auf, denn er hört, daß es von der Hölle her ganz laut ruft: „Watt soll ich denn brengen? Watt soll ich denn brengen?“ „J,“ sagt der Bauer, „einen halben Scheffel Weizen!“ und schläft wieder ein. Nicht lange, so hört er's wieder rufen und sagt diesmal einen halben Scheffel Gerste, darauf verlangt er noch anderes, bis es endlich im Turm eins schlägt, die Stimme nicht mehr fragt, und er wieder in Schlaf fällt.

Frühmorgens, als er aufwacht, findet er Weizen, Gerste und alles übrige Verlangte vor der Thür stehen und will sich eben recht über die prächtige Katzē freuen, als der Potsdamer Bierbrauer, dem einer gesagt haben mußte, daß der Knecht die Katzē mitgenommen, demselben die Katzē abfordern und zugleich verkündigen läßt, daß er sich nie wieder unterstehen solle, irgend etwas von seinem Hofe mit wegzunehmen.

Die Katzē war nämlich ein Kobold und darum konnte auch der Brauer über ihren Raub mit Recht so erzürnt sein.²³⁾

*) Ein gewöhnlich schmaler Raum zwischen dem großen Stubenofen und der Wand.

35. Die weiße Frau auf dem Räuberberge bei Fieben

Auf dem sogenannten Räuberberge bei Fieben ist es nicht recht geheuer, denn oft, wenn die Fischer aus Götting, das unweit davon liegt, in seine Nähe gekommen sind, haben sie gehört, daß es gewaltig hinter dem Rahn herausschte, und gesehen, wie sich im Wasser etwas Weißes, das wie ein Schwan aussah, hob, als wolle es noch schnell in den Rahn hineinspringen.

Oft läßt sich auf dem Berge auch eine weiße Frau mit einem Schlüsselbunde sehen, und so zeigte sie sich namentlich einmal einem Fischer, der dort seine Netze auswarf, denn, wie er eben ans Ufer kommt, sieht er sie plötzlich vor sich stehen. Da sagt sie ihm, seine Frau sei daheim eben mit einem Knaben in Wochen gekommen, und bittet ihn, er möge doch nach Hause gehen, das Kind holen und ihr bringen, damit sie es küsse, dann werde sie erlöst werden. Der Fischer fuhr auch sogleich nach Hause, wo er alles fand, wie es ihm die weiße Frau gesagt hatte. Nun wollte er sie wohl gern erlösen, wußte aber doch nicht, ob er es wohl tun dürfe, und ob es wohl nicht gar etwa seinem Kinde Schaden oder Tod bringen möchte. Er ging daher zu den Nachbarn umher, allein da konnten sie ihm ebensowenig raten, wie er sich selber. Da ging er denn zuletzt zum Prediger, der sagte dann, er dürfe es wohl tun, aber das Kind müsse zuerst getauft werden. Da ließ er es schnell taufen und fuhr nun mit dem Knaben hinüber nach dem Räuberberg. Wie er jedoch da ankam, fand er die weiße Frau weinend und wehklagend, denn das war eine der Bedingungen, die ihr gesetzt waren, daß das Kind, durch welches sie erlöst sein sollte, nicht getauft

sein dürste. Und so erscheint sie immer noch je zuweilen auf dem Räuberberg und harret, daß der Erlöser kommen solle.

36. Wie ein Göttinger Fischer einst den Tod übergesetzt

Da ist einmal in Götting ein Fischer gewesen, der hat sein gutes Brot gehabt, weil er Tag und Nacht auf den Beinen war. Wie er nun einmal spät Abends seine Netze an der Havel trocknet und eben damit fertig ist, hört er, wie einer von der andern Seite, da wo der Räuberberg liegt, ruft: „Hol über.“ Weil es nun schon spät war, verwundert er sich und fragt: „Wer ist denn da?“ Aber der auf dem Räuberberg sagt weiter nichts als: „Hol nur über,“ und da hat der Fischer seinen Kahn abgemacht und ist hinübergefahren.

Als er nun auf der andern Seite ankommt, stand da so ein großer schwarzer Kerl, der sagte: „Fahr mich über,“ und da nahm der Fischer sein Ruden und fuhr los. Aber er hatte kaum vom Lande abgestoßen, da sank das Ende, wo der Schwarze saß, tief in das Wasser, und der Fischer kam ganz in die Höhe zu sitzen, so daß er in seinem Sinn dachte: „Wenn du doch erst zu Hause wärst!“ Da ruderte er mit aller Kraft und brachte auch zuletzt den Kahn glücklich hinüber.

Als sie nun am Lande waren, sprang der Schwarze heraus und sagte: „Das Fährgeld liegt am Ende,“ und wie der Fischer hingehet und zusieht, liegt da ein großer, mächtiger Haufen Gold. Der Schwarze aber steht am Wasser und sagt zum Fischer: „Nun möchtest du auch wohl wissen, wen du übergeführt hast?“ „Ja,“ sagt der Fischer.

„Nun, du hast den Tod übergeführt,“ meint der Schwarze, „und weil du das getan hast, sollst du am Leben bleiben; aber das ganze übrige Dorf soll aussterben,“ und damit verschwand er. Und so, wie der Tod dem Fischer es gesagt, ist es auch gekommen; das ganze Dorf ist ausgestorben, nur der Fischer ist übriggeblieben und ist ein reicher, reicher Mann geworden, und seine Kinder leben noch bis auf diesen Tag in Götting und sind reiche Leute!

37. Selbergedan und der Wassernix

War mal ein Fischer bei Deetz an der Havel, der hatte sich vor den Wind gelegt und wollte sich ein Gericht Fische fangen. Als er nun genug geangelt hatte, machte er sich ein Feuer an, sie zu braten. Wie er nun die Fische in der Pfanne über dem Feuer hat, — es war so um die Schummerzeit, — taucht plötzlich ein Wassernix aus der Havel auf, das war ein ganz kleines Kerlchen, so groß wie ein Hahn, der hatte eine rote Kappe auf, und stellt sich so neben ihn hin und fragt ihn, wie er heiße. — „Wie ich heiße,“ sagt der Fischer, ich heiße „Selberjedân.“ „Na,“ sagt der Wassernix — und kann kaum reden, weil er den ganzen Mund voll Padden (Frösche) hat, — „Selberjedân, ik bedrippe di“ (ich bespeie dich). — „J,“ sagt der Fischer, „das sollst du einmal tun, dann nehm' ich einen Stock und schlag' dich krumm und lahm.“ Aber der Wassernix kehrt sich nicht daran und sagt noch einmal „Ik bedrippe di,“ und ehe sich mein Fischer es versteht, speit er ihm alle Padden in die Pfanne. Da wurde der Fischer ärgerlich und nahm seinen Stock und schlug gewaltig auf den Wassernix los, daß dieser ganz jämmerlich zu schreien

anfang und alle Wassernixe ihre Köpfe aus dem Wasser steckten und ihn fragten, wer ihm denn etwas getan, daß er so schreie. Wie nun aber der Wassernix antwortete „Selbergedan“ und sie das hörten, da sagten sie: „Hast du dir selber etwas getan, dann ist dir nicht zu helfen,“ und damit tauchten sie wieder unter. Da sprang auch der geschlagene Wassernix wieder in die Havel. Er hat aber nie mehr einen Fischer „bedrippt“. ²⁴⁾

38. Die Riesen am Trebelsee

Als noch die Riesen hier zu Lande waren, da war der Trebelsee noch nicht, den haben sie erst ausgegraben, und die Erde, die sie herausholten, das ist der Sikeberg. Als sie beinahe fertig waren, kam noch ein Riese mit einer Schürze voll Erde daher, und wie er an die Stelle kam, wo jetzt der Springberg liegt, ging ihm der Schnippel an seiner Schürze auf, so daß ihm etwas Erde zu Boden fiel, und das ist der Springberg. Da tat er noch einen Schritt und warf das übrige zu Boden, da er es nicht mehr halten konnte, und das ist nun der Flachsberg bei Deek.

Dicht vor Brandenburg liegt beim Exerzierplatz ein Stein, an dem sind die Eindrücke der fünf Finger einer Hand zu sehen, die rühren von einem Riesen her, der ihn, als der Brandenburger Dom gebaut wurde, hierher schleuderte, um damit das neue Gotteshaus zu zertrümmern. Nach anderen hat ihn Frau Harke geschleudert (s. unten Frau Harke).

39. Die Zwerge oder Unterirdischen schieben einen Wechselbalg unter

Außer den Riesen soll es vordem auch Zwerge gegeben haben. Die sind so klein gewesen, sagt man in der Tiefe bei Rathenow, daß ihrer neun in einem Backofen haben dreschen können. Unter der Küster am Hause des Küsters haben sie dort ihren Ein- und Ausgang gehabt, und von ihrem gewöhnlichen Aufenthalt „unter der Erde“ nennt man sie auch allgemein „die Unterirdischen“, das heißt die Unterirdischen.

Überall weiß man noch von ihnen zu erzählen.²⁵⁾ Oft waren sie den Menschen hilfreich, dann aber auch bössartig. Namentlich hatte man „die Unterirdischen“ zu fürchten, solange ein Kind noch nicht getauft war. Bis dahin mußte man immer ein Licht in der Wochenstube brennen lassen, oder die Mutter ein Gesangbuch unter dem Kopfkissen haben, sonst kamen „die Unterirdischen“ und stahlen das Kind und schoben einen garstigen „Wechselbalg“ unter, wo dann schwer zu helfen war.

Einmal war es in einem Hause versehen worden; die Frau hatte es aber noch nicht gemerkt. Wie sie aber Feuer anzündete (anzündete mit Stahl und Schwamm), da sagte der Wechselbalg:

Ik biin so old
as Böhma gold;
aber so'n licht anmäken hef'k noch nich sêen.*)

Da wußte die Frau, wie es stand, und nahm eine Rute und hat den Balg so lange gottesjämmerlich geschlagen,

*) Ich bin so alt, als böhmisches Gold; aber ein solches Lichtanzünden habe ich noch nicht gesehen.

bis die Unterirdischen ihn sich wieder holten und das Kind wieder brachten.

Ein anderes Mal merkte es die Frau, als sie das Essen kochte und hineintrug. Kaum hatte sie die erste Schüssel hingesezt und war hinausgegangen, die zweite zu holen, so war, als sie wieder hereinkam, die erste schon leer. Da dachte sie: „Das willst du wohl kriegen“ und tat als Speck an den Brei ein paar alte Schuhsohlen. Wie sie ihn nun aufgetragen, stellte sie sich hinter die Thür. Und richtig, da kam auch schon der Balg an. Als er aber statt des Specks die Schuhsohlen fand, war er ganz verwundert und rief:

Ik biin so old
as Böhma gold
un hew doch noch kên schôsâlen êten.

Als das die Frau hörte, sprang sie hinter der Thür hervor und schrie: „Du verwünschter unterirdischer Racker! Ich habe gedacht, ich habe mein Kind in der Wiege, und nun habe ich da so'n Wechselbalg, der mir das Essen auffriszt; dich schlage ich tot.“ Da bekam das „Unterirdischen“ mit einem Male Beine und lief, was es laufen konnte. Wie die Frau aber in die Kammer kam, da schrie auch schon ihr alt Jüngelchen wieder in der Wiege; die Unterirdischen hatten es geschwind wiedergebracht. Ähnliches soll früher öfter vorgekommen sein; jetzt aber sieht und hört man nichts mehr von ihnen.²⁶⁾

40. Die sogenannten „Zwölften“ und „Frau Harke“

a) Die Zwölften

Wenn zur Weihnachtszeit die Tage anfangen wieder länger zu werden, dann atmet der Landmann auf; ihm

deucht der schlimmste Teil des Winters vorüber zu sein. Das war auch der Grund, weshalb schon unsere heidnischen Vorfahren zu dieser Zeit in neu erwachender Hoffnung ein Fest begingen, nämlich das der sogenannten „Winterjonnennende“.

Man nannte diese Zeit und nennt sie noch jetzt in der Mark, wie meist auch im übrigen Norddeutschland, die Zwölften, und rechnet sie nach christlichem Kalender jetzt von Weihnachten bis Großneujahr, das heißt bis zum 6. Januar. Der Landmann merkt sich namentlich genau die Witterung des einzelnen Tages; denn in den Zwölften, heißt es, wird der Kalender des nächsten Jahres gemacht, und jedem Tage entspricht in Betreff der Witterung ein Monat des kommenden Jahres, je nachdem jener trocken oder naß, windig und so weiter gewesen.

Unsere heidnischen Vorfahren dachten sich eben um diese Zeit die Götter des neuen Jahres einziehend in das Land und feierten bei dem nun wieder zunehmenden Tageslicht den Beginn einer neuen Zeit, welche wieder frisches Leben, Frühling und Sommer den Menschen bringen würde.

Mancher Aberglaube und allerhand Gebräuche, die sich noch jetzt an die Zwölften knüpfen, kennzeichnen jenen Charakter. Ja in gewissen Redensarten haben sich nebenbei sogar noch, wenn auch unbewußt, die alten heidnischen Götternamen im Munde des Volks erhalten: in der Priegnitz nämlich, wie im Mecklenburgischen, der Name des alten deutschen Gottes Wodan oder Gwodan unter den Formen „Wode“ oder „Gode“, in der Uckermark der seiner Gemahlin Frick, für die dann höchst bedeutsam in den Havellandschaften eine Frau Harke eintritt. Wenn nämlich die Mädchen zu jener Zeit, die eben als festliche galt, ihren Wocken nicht abgesponnen hatten, dann drohte man

ihnen, je nach der Gegend, „der Wode, die Frid“ oder also „Frau Harke“ würde kommen und ihnen die Haare zerzausen oder allerhand Schabernack zufügen. Auch manche Vermummungen und Umzüge, welche zu dieser Zeit auf dem Lande üblich sind, hängen noch mit der Heidenzeit zusammen, so der des sogenannten „Schimmelreiters“. Gewöhnlich stellen ihn drei Männer in weißen Laken dar, von denen der eine den Reiter, zwei das Pferd bilden, indem der vorderste sich einen Pferdekopf verbindet. Man dachte sich nämlich in der Heidenzeit den Gott, der zu der Zeit einziehen sollte, namentlich den Wodan, auf einem Schimmel reitend und ahmte dies beim Umzug nach. Daher stammt der Name „Schimmelreiter“. — Der Knecht Ruprecht oder Niklas, der umgeht und die Kinder „beten“ lehrt, ist nur eine andere Form für dieselbe Sache: sie hat allmählich ein christliches Gewand bekommen, indem an die Stelle des alten heidnischen Gottes zum Beispiel der heilige Niklas getreten ist.

Diese Zeit der Zwölften galt auch sonst noch als eine geheimnisvolle Zeit voller Zauber. Da geht zunächst, wie es heißt, allerhand Spuk (Hexen, Werwölfe und dergleichen in Tiergestalt) um. Deshalb nannte man die Tiere zu dieser Zeit nicht bei ihrem wirklichen Namen. Als es noch Wölfe hier gab, hätte dann kein Schäfer das Wort „Wolf“ in den Mund genommen, aus Furcht, er zöge ihn damit herbei,*) und noch jetzt sagt man statt Fuchs wohl „Langschwanz“, statt Maus „Bonlöper“ (Bodenläufer), oder gebraucht ähnliche Umschreibungen.

*) So läßt Alöden in seinem bekannten Buch „Die Quitzoms und ihre Zeit“ einen Knecht Michel Wolf zu dieser Zeit aus Scherz „Michel Untier“ nennen.

Auch in Betreff der Speisen gibt es allerhand Vorschriften, die besonders auf dem Lande noch streng gehalten werden. In den Zwölften, wo die neue Zeit anbricht, darf man nicht alte Frucht vom vorigen Jahre essen, namentlich keine Erbsen und Binsen; sonst wird, wie man sagt, Mensch oder Vieh krank. Was in der Natur dann noch frisch und grün ist, das ist an der Tagesordnung. Der grüne Tannenbaum, früher auch die dann noch grünende Mistel, sowie Grünkohl, alles dies gehörte zu dem Fest, das man in der Hoffnung auf den mit wachsendem Lichte wieder sich nähernden Sommer feierte. Der Tannenbaum hat sich unter der Form des Christbaums allgemein erhalten, ja noch mehr ausgebreitet, sogar in Gegenden, wo er früher nicht war. Selbst in den Städten der Mark ist man noch oft am heiligen Abend oder am ersten Weihnachtsfeiertag Grünkohl, aber auch am Silvesterabend Karpfen mit vielem Roggen und sogenannte Mohnpielen, die bringen Segen ins Haus. „Dann geht einem“, wie man jetzt sagt, „das Geld im neuen Jahr nie aus.“ — Auch gehört hierher, daß man in der Neujahrsnacht die Bäume mit Stroh bindet oder, wie es heißt, sie beschenkt, damit sie gute Früchte tragen.

Vor allem aber darf man in den Zwölften nicht arbeiten. Wer den tån (Zaun) beklêdt (wer dann Wäsche aufhängt), mütt den kerkhof beklêden (muß sterben), ist ein noch jetzt allgemein verbreiteter Spruch im Brandenburger Lande. — Ebenso darf sich dann kein Rad drehen. Man hütet sich, mit Karre und Wagen irgend welche Arbeit vorzunehmen, vor allem, wie schon erwähnt, das Spinnrad in Gang zu setzen!

An den so fortlebenden heidnischen Aberglauben dieser Zeit schließen sich dann noch allerhand Überlieferungen, welche sich speziell an das christliche Weihnachtsfest geknüpft

haben, zum Beispiel der Glaube, daß in der Christnacht zur Mitternachtsstunde alles Wasser in Wein verwandelt werde, die Tiere sprechen könnten und dergleichen mehr. So wetteifert gleichsam christliche Überlieferung mit altheidnischer, der Zeit eine besondere Weihe zu geben.

b) Frau Harke

Lebt so im Gebrauch der „Zwölften“ in den Havelgegenden der Name der Frau Harke aus der alten Heidenzeit noch fort, so knüpfen sich auch an ihren Namen noch allerhand Sagen, in denen sie bald als eine gewaltige Riesin und Zauberin erscheint, die insbesondere den christlichen Kirchen sich feindlich zeigt, bald in ihrem altheidnischen Charakter, gleich wie der Wode oder die Frick, mit der wilden Jagd in Verbindung gebracht wird. Namentlich schließen sich diese Sagen an die Stöllenschen Berge im Lande Rhinow und an die bei Camern jenseits der Havel im zweiten Jerichowschen Kreise an.

„Vöör ollen Tijjen“, heißt es, „hett upp de Stoellensche Barge ene grootmächtige Riesenfruu wânt, dee hett Fruu Harke, ännere seggen ook Fruu Harfe, geheeten; dee hett mál (einmal) enen grooten Steen her to fâten kreegen und hett dâmett den Hârelbarschen Dom innen Klump schmeeten wullen. Disse Steen is äär äverscht ut dee Haenne uutglipscht (entglitten) unn is upp de Stoellensche Feldmark dâl (nieder) fâllen, wo hee noch lange legen hett. Man hett ook orntlich künn'n de Löker seien (sehen), wo se mett de Fingern rinpackt hett.“

Anderere erzählen noch, Frau Harke hätte den Stein wirklich nach Havelberg hin geworfen, doch wäre der Wurf etwas kurz gewesen, und der Stein daher vor dem Dom niedergefallen, wo er noch lange nachher gelegen. Da hätte

der Havelberger Bischof (!) einen anderen Stein genommen und den nach den Stöllenschen Bergen geworfen; seit der Zeit sei dann Frau Harke, die eine gewaltige Zauberin gewesen und dort auf dem Berge gewohnt habe, verschwunden.

In der Nähe von Rozen und Sandin liegt ebenfalls ein großer Granitblock, mit dem hat Frau Harke die Brandenburger Marienkirche einwerfen wollen; er ist ihr aber auch aus den Händen geglitten und an seiner jetzigen Stelle niedergefallen.

Noch mehr weiß man von ihr an den Camernschen Bergen. Dort heißt eine Höhe geradezu noch von ihr der Harkenberg. Da ist auch der Frau-Harsengrund, und die Frau-Harsengrube, ein sehr tiefer langer Abgrund, da wächst auch der Frau-Harsenbart, auch Flunkerbart oder Straußgras genannt. Durch den Frau-Harsengrund ist sie immer nach dem Schönfeldschen See hinabgestiegen, um sich von dort das Wasser, dessen sie bedurfte, zu holen. Auf dem Rückwege traf sie einmal einen Bauern, der mit vier Ochsen dort ackerte. Das dünkte ihr ein schönes Spielzeug, und sie nahm Pflug und Ochsen in ihre Schürze und stieg damit den Berg hinan. Wie sie aber damit zu ihrem Vater kam, hat der sie geheißt, alles wieder an seinen Ort zu tragen, „denn,“ hat er gesagt, „wenn die Kleinen da unten nicht pflügen, können die Großen hier oben nicht hacken“.

Sie war eine so gewaltige Riesin, daß es von den Camernschen zu den Stöllenschen Bergen für sie nur ein Schritt war. Als sie den Bau der Dome zu Havelberg und Stendal mit ihren Steinwürfen stören wollte, da stand sie mit einem Fuß auf den Camernschen, mit dem anderen auf den Stöllenschen Bergen. Doch gelang ihr keiner dieser Würfe; der Felsblock, mit dem sie nach Stendal zielte,

glitt ihr aus der Hand und fiel auf den Galgenberg bei Arneburg, der, welcher dem Dom zu Havelberg galt, zerbrach in drei Stücke, wovon sie das eine in der Hand behielt und zu ihren Füßen niederfallen ließ, das lag auf dem Frau-Harkenberge, das zweite flog nach Rehberg und das dritte nach den Stöllenschen Bergen, wo es, wie man in Camern erzählt, noch liegen und einmal auch Friedrich dem Großen gezeigt sein soll.

Aber nicht bloß auf den Camernschen Bergen trieb sie ihr Wesen; wie Frau Holle im Hörselberg hatte auch Frau Harke in den Bergen ihre Höhle, die aber jetzt verschüttet ist. In dieser Höhle hatte sie ihr Wild, Schweine, Hasen, Rehe und Hirsche; die hat sie des Nachts hinein und des Morgens hinaus auf die Weide getrieben und dabei hat sie große Eichen aus der Erde gerissen und sich damit gegen die Schürze geschlagen, um die Tiere zusammenzuhalten. Man hat oft gehört, wie sie gelockt hat: „Pikkel, Pickel!“, und wenn Jäger gekommen sind, ist sie mit den Tieren vorbeigehuscht wie eine wilde Jagd. Niemand konnte Nachts Wild schießen, weil sie es immer in ihrer Höhle hatte, und somit konnten die Jäger nur bei Tage auf die Jagd gehen.

Gelegentlich ist dann auch allerhand Wunderbares dabei passiert. Einst hatte einer einen Hasen mit einem Klumpfuß geschossen; da hat man gehört, wie sie am Abend beim Eintreiben ihres Wildes rief: „Se sind nicht all, se sind nicht all, Klätfoot fehlt noch.“ — Ein anderes Mal sind mehrere Hirten am Frau-Harkenberge auf dem Dachsfang gewesen, denn Dachse gibt es dort in großer Menge, und haben bereits einen solchen im Sack. Da hören sie unten im Berge eine Stimme, die ruft: „Quêms, Quêms!“ Antwortet eine andere: „Was fehlt dir?“ entgegnet die erste wieder: „Die große einäugige Sau!“ Da wird's den

Hirten doch unheimlich, und sie eilen, daß sie mit ihrem Fang nach Hause kommen, und als sie nun da sind und das Tier herausnehmen, hat es wirklich nur ein Auge. Die Stimme aber, die sie dort gehört, ist die der Frau Harke gewesen, denn ihre Schweine sind die Dachse.²⁷⁾

41. Der Kohldieb im Monde

In der Altmark sagen sie, daß, wenn man die Flecken im Monde recht scharf ansehe, man deutlich eine menschliche Figur darin erkenne, die ein Bündel Reisholz trägt. Das sei ein Besenbinder, der sogar am lieben Sonntag hingegangen sei und seine Besen gebunden habe, dafür sei er zur Strafe in den Mond versetzt worden.

Im Havellande aber behaupten sie, es sei ein Mann, der einen Kohlstrauch in der Hand habe; einige sagen auch, er heiße Christoph. Dieser wollte gern am Christabend Kohl essen, wie es nun einmal Sitte ist und das ganze Jahr Glück bringen soll. Da er nun keinen hatte, stahl er ihn, obgleich es der liebe Gott ausdrücklich verboten hatte. Zur Strafe dafür wurde er nach seinem Tode in die Sonne gesetzt. Aber da war es doch gar zu heiß, so daß er es gar nicht aushalten konnte, und er bat daher den lieben Gott, er möge ihn da fortnehmen. Das geschah auch, und nun kam er in den Mond, wo man ihn bei Vollmond noch mit seinem Kohlstrauch in der Hand sehen kann.